

Margot Käßmann

Mehr

als Ja und Amen

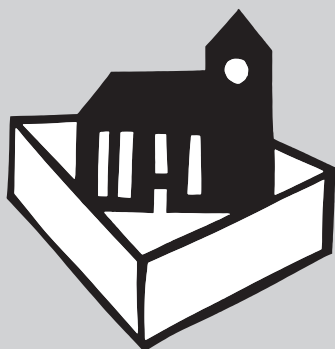
Glaube gehört mitten ins Leben.

Mit Messerschnitten
von Martin Glomm

adeo

Inhalt

Die Perspektive wechseln	6
1. Freier, als du denkst	26
2. Die Last der Erwartungen	52
3. Der Bauplan der Welt	86
4. Gerechtigkeit als Leitbild	116
5. Mut zum Frieden	142
6. Respekt vor der Schöpfung	172
7. Jedes Kind ein Wunder	194
8. Von der Würde des Sterbens	224
9. In guten wie in schweren Tagen	248
10. Das ist unser Land	264
Zehn Ermutigungen zum Weltverbessern	290
Zuletzt	294



Die Perspektive wechseln

Innerhalb kürzester Zeit erreichen mich zahlreiche Schreckensnachrichten, sie stehen hier stellvertretend für viele andere schlimme Ereignisse: ein Flugzeugabsturz mit 162 Menschen an Bord vor der Insel Borneo. In der Adria fängt ein Fährschiff Feuer. Bei einer dramatischen Rettungsaktion werden 427 Menschen gerettet, aber mindestens elf Passagiere und zwei Helfer sterben. In Hessen verunglückt ein Reisebus mit Menschen, die in Leipzig Silvester feiern wollen – vier Menschen sterben, mehr als 40 werden verletzt. In einem Nachtclub in Istanbul kommen 39 Menschen bei einer Neujahrsfeier ums Leben. Brutale Milizen wie IS oder Boko Haram terrorisieren weiter Menschen in vielen Ländern. Unglück, Unfrieden und Leid bleiben Begleiter des Lebens.

Wie können wir damit umgehen? Da gibt es diejenigen, die resignieren: Es wird sich nie etwas ändern, was soll's? Andere ignorieren alles und sagen: Hauptsache, mir geht es gut, der Rest interessiert mich nicht. Vielleicht ist der allerbeste Vorsatz für ein neues Jahr, sich die Hoffnung nicht nehmen zu lassen, dass wir etwas verändern können.

Keiner von uns kann einen Flugzeugabsturz verhindern – aber wir können Mitgefühl zeigen, andere trösten, wenn sie Trost brauchen. Niemand kann allein Frieden schaffen – aber wir können für den Frieden eintreten. Keiner kann allen Flüchtlingen der Welt helfen – aber wir können laut und klar sagen, dass sie willkommen sind in unserem Land – ob sie nun Christen, Muslime oder nicht religiös sind.

Ein wenig Mut zur unbequemen Meinung täte gut! Kraft, den fremdenfeindlichen Parolen zu widerstehen, brauchen wir. Und

ein Lebensgefühl, getragen von Dankbarkeit. Dafür, dass wir in einem Land leben, in dem all das in großer Freiheit möglich ist. Das ist wohl das Wichtigste: Dankbar sein, uns bewusst machen, wie gut und privilegiert wir in Deutschland leben – bei allen Problemen, die es sehr wohl gibt.

Wer im Hinterkopf hat, was die Bergpredigt beschreibt, nämlich dass die Barmherzigen, die Armen, die mit der Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Frieden „selig“ gepriesen werden, wer ein Bewusstsein dafür hat, dass wir Salz der Erde und Licht der Welt sein sollen, gestaltet die Dinge anders, hat besondere, durch lange Tradition bewährte Maßstäbe, die ihn oder sie leiten. Da geht es nicht zuerst um Sicherung, Wachstum, Mehrheiten, sondern um Solidarität, den Blick auf die Schwachen, die Suche nach Zukunftschancen für die Jungen. Die biblischen Texte zeichnen das Bild einer Kontrastgesellschaft.

Für viele ist es sehr beunruhigend, wie sich unser Land zunehmend spaltet. Testosterongesteuerte junge Männer aus Nordafrika greifen Frauen an. Selbst ernannte „rechte“ Hooligans verwüsten einen ganzen Stadtteil in Leipzig. Bei Pegida-Demonstrationen fliegen nicht nur hasserfüllte Worte, sondern auch Fäuste. Jetzt geht es darum, unser Land in Frieden zusammenzuhalten und den Extremisten an den Rändern die Stirn zu bieten.

Dabei können religiöse Gemeinschaften eine große Rolle spielen. Jüdische Gemeinden in Deutschland haben Ende des letzten Jahrhunderts für viele Zugewanderte aus der Sowjetunion Perspektiven eröffnet. Christliche Gemeinden tun dies heute, jede vierte ist konkret engagiert. Und muslimische Gemeinden engagieren sich ebenso.

Im berühmten Gleichnis vom barmherzigen Samariter, den Jesus als Vorbild der Nächstenliebe vorstellt, fragt dieser Mann das

Opfer, das am Boden liegt, nicht nach seiner Nationalität, Sprache oder Religion, sondern hilft ihm. Und im Matthäusevangelium heißt es, Jesus habe erklärt, wo wir Fremde in Not aufnehmen, da beherbergen wir ihn selbst. Mir ist wichtig, dass wir als christliche Gemeinden nicht nur offen für Christen sind. Und ich bin mit Blick auf die aktuelle Lage überzeugt, dass wir all demerede von extremistischen Islamisten über Ungläubige am ehesten etwas durch Offenheit und Gastfreundschaft entgegensetzen können. Wenn Muslime bei uns Zuflucht erleben, haben sie ein anderes Bild vor Augen, das sie wappnet gegen hassgetriebene Extremisten. Als im Oktober 2016 drei Syrer einen Landsmann, der als Terrorist gesucht wurde, gemeinsam festsetzten, betonten sie ihre Dankbarkeit gegenüber Deutschland, dem Land, das sie aufgenommen hat. „So was akzeptiere ich nicht, gerade hier in Deutschland, dem Land, das uns die Türen geöffnet hat“, sagte einer der drei in einem Interview.¹

Und als ich vor zwei Jahren im Libanon unterwegs war, sagte mir ein Pfarrer in Beirut: „Wir brauchen keine Schutzräume für Christen. Wir brauchen eine Stärkung der moderaten Kräfte in allen Religionen, um friedlich miteinander Zukunft zu gestalten.“ Das gilt auch in Berlin und in ganz Deutschland. Gerade religiös orientierte Menschen können dem Fundamentalismus etwas entgegensetzen, indem sie einerseits den Hasstiraden der Pegida-Anhänger, die behaupten, das christliche Abendland zu verteidigen, und andererseits auch den Islamisten, die behaupten, den wahren Glauben zu vertreten, mit einer klaren Haltung entgegenzutreten. Das mag jetzt wieder als Gutmenschentum abgetan werden – für viele so etwas wie das Unwort des Jahres. Dagegen halte ich, dass ich mich lieber als Gutmensch beschimpfen lasse, als ein Schlechtmensch

1 <http://www.sueddeutsche.de/panorama/terrorverdacht-in-chemnitz-er-hat-versucht-uns-mit-geld-zu-bestechen-13199926>, Süddeutsche Zeitung, Online, 11. Oktober 2016.

zu werden. Meines Erachtens können wir vor allem durch Begegnung von Juden, Christen und Muslimen einen Integrationsbeitrag leisten.

Ich glaube an Gott, auf dem Weg der Wahrheit, die ich gefunden habe. Aber ich werde verteidigen, dass andere Menschen andere Wege zu Gott finden – oder auch ganz ohne Religion leben. Das ist die wunderbare, hart errungene Religionsfreiheit in einer Demokratie. Dafür einzustehen, das ist heute gefordert. Und das hilft auch Geflüchteten als Orientierung, wenn sie sich in Deutschland beheimaten.

Wir können für die unterdrückten Menschen beten. Und wir können hier gastfreundlich sein zu den Flüchtlingen, die kommen – viele von ihnen sind Christen. Aber wir können uns auch bewusst machen, wie dankbar wir für die Religionsfreiheit in unserem Land sein sollten – und die meint auch die Freiheit, ohne Religion zu leben.

Glauben findet nicht im Abseits statt. Wie wir leben, im Alltag, in Familie, Nachbarschaft, am Arbeitsplatz und in der Gesellschaft, darin bewährt sich unser Christsein. Wir fühlen uns aufgefordert, den Mund aufzumachen für diejenigen, die ins Abseits gedrängt werden, deren Würde infrage gestellt wird, und uns einzusetzen für Gerechtigkeit, Frieden, die Bewahrung der Schöpfung. Deshalb kann die Kirche auch kein vom Alltag abgeschotteter Raum sein, in dem es vermeintlich um „das Eigentliche“ geht. Das Eigentliche ist das Leben der Menschen, das sie aus Glauben leben und verantworten. Dafür schöpfen sie Kraft in Bibellektüre, Gottesdienst und Gebet, aber es findet mitten in der Welt statt.

Zeugnis der Reformatoren

Mich überzeugt an den Gedanken der Reformatoren besonders, dass sie das Leben mitten in der Welt nicht geringer achten als das Leben im Kloster oder im Zölibat. Als Martin Luther Katharina von Bora heiratete, war es ein Zeichen, dass auch Leben in einer Familie, mit Sexualität und Kindern, von Gott gesegnetes Leben ist. Für viele Reformatoren war der Schritt zur Ehe ein theologisches Signal. Die Kirchenhistorikerin Ute Gause erklärt, die öffentliche Heirat von bisher zölibatär lebenden Priestern und Mönchen und Nonnen sei eine Zeichenhandlung gewesen, die „etwas für die Reformation Elementares deutlich machen wollte: die Weltzuwendung und demonstrative Sinnlichkeit des neuen Glaubens“². Nun wird ja den Evangelischen im Land eher unterstellt, dass sie weniger sinnlich seien als die römischen Katholiken oder die Orthodoxie. Die Reformatoren aber wollten gerade deutlich machen: Weltliches Leben ist nicht weniger wertvoll als priesterliches oder klösterliches. Es ging ihnen um die Umsetzung unseres Glaubens im Alltag der Welt.

Dafür ist von entscheidender Bedeutung das eigene Gewissen, das mich drängt, mein Handeln vor Gott zu verantworten. Das Gewissen ist die innere Stimme, die mir klarmachen kann, was richtig und was falsch ist. Natürlich gibt es hierüber vielfältigste Debatten und Diskussionen von Sokrates bis hin zur Psychoanalyse. Ist es die Religion, sind es die Wertvorstellungen der Eltern oder der Gesellschaft, die das Gewissen bestimmen und formen? Oder ist es die ganz praktische Vernunft, die es prägt: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“ (Immanuel Kant). Mit Martin Luther wird das Gewissen zu einer entscheidenden Instanz. An der Bibel wird es geschärft und der einzelne Mensch

² Ute Gause, Antrittsvorlesung, unveröffentlichtes Manuskript, S. 2.

muss sein Handeln davor verantworten. Keine kirchliche oder weltliche Autorität kann über dem Gewissen stehen.

Die Bibel als Quelle

Das Evangelium weist auf die Sorge für die Schwachen, Witwen und Waisen hin, auf Fremde, die unter uns wohnen, die zu schützen sind. Gerechtigkeit und Frieden sind in großen Bildern der Hoffnung gemalt. Diese Texte können nicht gelesen, über diese Texte kann nicht gepredigt werden ohne Bezug zur Realität unserer Zeit.

Das gilt zuallererst für den einzelnen Christen und die einzelne Christin. Wir sehen diese Welt als Gottes Schöpfung an, als sein Haus. Darin sind wir gemeinsam Haushalterinnen und Haushalter, verantwortlich in der einen Familie der Kinder Gottes. Deshalb können wir uns nicht zurücklehnen, solange wir nicht betroffen sind von all der Not und Zerstörung.

Als Christin kann ich nicht einfach resignieren, nach dem Motto: Ich kann doch ohnehin nichts tun, also halte ich mich aus allem raus und richte mich in meinem Leben so bequem wie möglich ein. Das ist einfach, macht weniger angreifbar und verschont uns vor Verletzungen. Es geht aber um eine Frage der Haltung! Wenn ich als Christin die Welt als Gottes Schöpfung und mich als sein Geschöpf betrachte, trage ich auch Verantwortung für diese Schöpfung. Wenn Gott jeden Menschen zum eigenen Bilde geschaffen hat, kann es mich nicht unberührt lassen, wie es anderen Menschen ergeht. Wenn Gerechtigkeit biblisch gesehen der Maßstab für gelingendes Zusammenleben ist, muss ich mich fragen, was ich für die Gemeinschaft tun kann. Wenn Leben in Fülle verheißen ist, werde ich darum ringen, mein Leben sinnvoll und in Fülle zu leben und dabei auch Sorge dafür zu tragen, dass genau das anderen in meinem Umfeld, aber auch darüber hinaus möglich ist.

Persönlich bin ich überzeugt, dass der christliche Glaube mir einen offenen Blick auf die Welt ermöglicht. Ich kann in aller Freiheit Menschen und die Welt anders als üblich wahrnehmen, weil ich sie als Geschöpfe Gottes sehe und nicht eingebunden bin in vermeintlich unüberwindbare Zwänge. Das gibt mir auch die Freiheit zu sehen, wo ich eingebunden bin in Lebensumstände und Gesellschaft. Ich habe ein Einkommen, mit dem ich das Studium meiner Kinder finanzieren konnte, eine Wohnung, freue mich, ein neues Kleid zu kaufen, essen zu gehen – und bin sehr dankbar dafür. Ich bin mir bewusst, wie privilegiert ich leben darf. Diese Lebensfreuden werden mir aber nicht abgesprochen im Glauben. Um Lebensfülle darf es doch gehen! Aber ich sollte auch Distanz genug haben, um zu fragen, was mein Leben im Kern ausmacht.

Der bewegendste Bibeltext zum Thema findet sich im Gleichnis vom Weltgericht beim Evangelisten Matthäus:

Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen.

(Mt 25,35–36)

Jesus stellt klar: Wo wir Fremde aufnehmen, Armen beistehen, Kranke besuchen, Gefangene unterstützen, da begegnen wir ihm selbst! Das ist letzten Endes eine sehr überraschende Antwort für Menschen, die heute nach Gott fragen. Geh hin zu denen, die am Rande stehen, da findest du Gott! Das wird nicht so gern gehört. Aber es wird immer wieder erlebt. Wenn ich Asylsuchende besuche und ihre Freude über die Wahrnehmung erlebe, bewegt mich das. Wenn ich die Hand eines kranken Menschen halte,

spüre ich innere Ruhe. Wenn ich im Gefängnis erlebe, was es jemandem bedeutet, dass ich ihn mit Respekt anschau, nehme ich etwas wahr von Gottes Zuwendung. Das sind doch Herausforderungen für uns heute!

Ich kann diesen Text, die Zehn Gebote, die Seligpreisungen, die Prophetenworte, die Gleichnisse Jesu nicht lesen, ohne sie auf meinen Kontext zu beziehen. „Die Kirche“, das sind Christinnen und Christen, die miteinander leben, ihren Glauben bekennen und feiern wollen. Jeder Einzelne ist gefordert, auf der Grundlage des eigenen Glaubens Entscheidungen zu treffen – für das persönliche Leben wie für das Zusammenleben in der Gesellschaft, in der Welt. Und als Gemeinschaft wirken sie füreinander und nach außen. Das hat eine politische Dimension. Glaube gehört nicht, wie es manchmal von Kritikern gefordert wird, nur ins Privatleben oder hinter Kirchenmauern!

Oh ja, die Gebote, die biblischen Texte waren und sind politisch. Und: Ja, ich will in dieser Tradition die Welt verbessern, immer noch! Und ich begreife nicht, warum das Wort „Weltverbesserer“ zum Schimpfwort geworden ist.

Kleine Schritte

Auch wenn nicht jeder Einzelne von uns Experte auf einem bestimmten Gebiet ist, auch wenn nicht jede Einzelne alle Zusammenhänge beschreiben kann: Wir können eintreten für das Leben, für ein Zusammenleben in Gerechtigkeit und Frieden. „*Gerechtigkeit und Frieden werden sich küssen*“, heißt es in der Bibel (vgl. Ps 85,11). Eine solche Vision können wir nicht abschaffen, indem wir sagen, das sei zu komplex oder allein mit Blick auf Gottes Zukunft nach dieser Zeit und Welt gemeint! All die Machbarkeitsexperten, Realitätsfanatiker und Bedenkenträger entwerfen doch keine Bilder der Zukunft, die wir dringend brauchen, um Mut zum Handeln zu finden in großen wie in kleinen Schritten.

Ein Sprichwort der Xhosa im Süden Afrikas lautet: „Wenn viele kleine Leute an vielen kleinen Orten viele kleine Dinge tun, können sie das Gesicht der Welt verändern.“ Und viele gehen solche Schritte: das Auto abschaffen, bewusst einkaufen, Unterschriften gegen Rüstungsexporte sammeln, sich bei der „Tafel“ ehrenamtlich engagieren, im Hospizdienst tätig sein. Das ist nicht nichts, sondern viel. Aber genügt das? Für viele wirkt das wie eine Selbstentschuldigung. Können wir uns damit zufriedengeben? Treten wir energisch an gegen das Unrecht und all das Leid auf der Welt oder haben wir uns damit in unserer Wohlstandswelt ermattet abgefunden? Auf einem Symposium seiner Stiftung in Duderstadt wurde Peter Maffay gefragt, ob seine Initiative „Schutzräume für Kinder“ nicht nur ein Tropfen auf den heißen Stein sei. „Ja“, sagte er. „Aber was ist denn die Alternative? Nichts tun?“ Die Antwort hat mir gut gefallen, weil sie gegen diesen Defätismus ankämpft: Ich kann doch nichts tun, mein Schritt ist zu klein. Doch, du kannst etwas tun! Dein kleiner Schritt ist Teil einer großen Veränderung, darum geht es.

Wir alle leben verwoben in die Welt und das Umfeld, in das wir hineingeboren sind. Wir alle stehen immer wieder vor individuellen ethischen Entscheidungen. Und auch vor der Herausforderung, zu einer Meinung, einem Standpunkt zu finden, den wir offen vertreten und nach dem wir handeln – politisch Stellung zu beziehen.

Unsere Welt wird von Menschen gestaltet, nicht von „Systemen“. Es sind nicht anonyme Institutionen, die Entscheidungen treffen, sondern Menschen in diesen Institutionen, in Politik und Kultur, Wirtschaft und Kirche. Sie übernehmen Verantwortung, und deshalb lässt sich etwas ändern – jeder und jede an dem Ort, an dem wir leben und arbeiten. Da wird von „gierigen Banken“ gesprochen. Aber eine Bank kann doch nicht gierig sein, es sind Menschen, die dahinterstehen. Es ist die Rede von „der

Wirtschaft“, aber Wirtschaft ist kein Subjekt, es sind einzelne reale Personen, die sie gestalten. Wir können uns nicht ständig als Ausgelieferte in einem anonymen System betrachten. Wir sollten genau hinsehen und hinhören, selbst Verantwortung übernehmen und diejenigen zur Rechenschaft rufen, die für Fehlentwicklungen und Unrecht verantwortlich sind, sich bereichern, handeln und entscheiden, was nicht der Zukunft dient. Das ist beispielsweise bei jeder Wahl in einem demokratisch verfassten Staat möglich. Ich kann nicht fassen, dass bei Wahlen immer weniger Menschen zur Wahlurne gehen, sich dann aber pauschal beschweren über „die Politik“.

Ermüdung angesichts der Herausforderungen?

Das Evangelium ist eine Ermutigung angesichts der scheinbar um sich greifenden Ermüdung oder auch Überforderung durch globalisierte Komplexität. Viele, die sich jahrelang engagiert haben – beruflich, gesellschaftlich, kirchlich, politisch – erscheinen erschöpft und überlastet. Oder sind die Probleme so vielfältig und verwoben, prasseln derart wuchtig im Stundentakt auf uns ein, dass der Rückzug ins Private als die einzig sinnvolle Lebensstrategie erscheint?

Eine Freundin sagte mir: „Ein Blick auf tagesschau.de und ich bin völlig erschöpft, weil ich nicht sehe, was ich am Zustand der Welt ändern könnte.“ Wo sind sie geblieben, die hoffnungsvollen Aufbrüche der Achtzigerjahre, als für viele in den christlichen Kirchen der konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung ein Zeichen dafür war, dass wir alle an unserem Ort etwas tun können, um die Welt zu verbessern?

Eigentlich hätte diese Bewegung doch zu einer ganz großen Ermutigung führen müssen. Christinnen und Christen in der DDR haben ungeheuren Mut bewiesen, als sie diese Themen auf die Tagesordnung setzten. Oh ja, das war politisch – und umstritten.

Am Ende drang aus den Kirchen von Leipzig, Dresden und Ost-Berlin der Ruf „Keine Gewalt“ auf die Straßen. Eine friedliche Revolution, die die Welt verändert hat, ist aus kleinen Friedensgebeten entstanden! Es ist merkwürdig, wie unterschiedlich das wahrgenommen wird. Auf einen Artikel hin, den ich über Rüstungsexporte im Magazin „Chrismon“ veröffentlicht habe, schrieb mir der Präsident eines Landessozialgerichts, er sei aus der Kirche ausgetreten, da ihn störe, „dass sich immer wieder Repräsentanten der evangelischen Kirche zu politischen Themen äußern, die mit Kirche, Glauben, nichts zu tun haben“. Genau das ist für mich das Missverständnis, habe ich ihm zurückgeschrieben. Wie könnten denn die Produktion von Waffen, die Investition in Gewalt und Krieg Christinnen und Christen unberührt lassen? Wie könnten wir sagen, wir folgen Jesus Christus nach, der die Friedensstifter selig genannt hat, und gleichzeitig erklären: Zu Waffen und Krieg wollen wir lieber nichts sagen?

Gutmensch oder reflektierender Bürger?

Immer wieder heißt es, die Probleme seien viel zu komplex, als dass die normalen Bürger sie durchschauen könnten. Das empfinde ich als arrogant. Und als eklatant undemokratisch. Wer noch etwas verändern will, wird heute gern und schnell belächelt. Es geht nicht um Besserwisserei oder gar moralische Zeigefinger, die so schnell und gern unterstellt werden. Ich verstehe das Evangelium nicht als Instrument der Moralisierung, sondern als großen Erfahrungsschatz und als offen für Prozesse, in denen wir in aller Freiheit fragen können und um Antworten ringen; es geht um Schuld und Vergebung, Streit und Versöhnung, Beharren und Irren. In meinem Leben habe ich oft genug erlebt, dass sich meine eigene Haltung verändern kann, denn durch das Gespräch mit anderen und durch Reflexion der überlieferten und der eigenen Erfahrung entstehen neue Sichtweisen. Hehre Positionen und in

Marmor gemeißelte Werte sind nicht dynamisch genug, um den Herausforderungen des Lebens zu begegnen.

Sehr deutlich wurde mir das erneut bei einem Seminar, das ich im Rahmen meiner Max-Imdahl-Gastprofessur an der Universität Bochum zum Thema „Gewissen schärfen“ angeboten habe. Wir haben für jede Sitzung ein sozialetisches Thema vorbereitet und versucht, die gegensätzlichen Positionen zu argumentieren. Den Studierenden wurde bewusst: Bei vielen Fragen gibt es kein einfaches Ja oder Nein beziehungsweise kein Ja und Amen, sondern sie müssen bewegt, bedacht werden, es geht um individuelle Wahrnehmung und notwendiges Recht, das für alle gilt. Eine offene Diskussion ist notwendig, um eine eigene Position zu finden. Das braucht Interesse, Zeit, Bildung und eine Debatte-
tenkultur. Christinnen und Christen können unterschiedlicher Meinung sein, das hält unsere Kirche aus! Aber sie können nicht einfach Ja und Amen sagen, das ist zu wenig. Da mutet uns das Evangelium mehr zu.

Gewissen bestimmt Handeln

Wir brauchen Alternativen und ermutigende Beispiele! Menschen brauchen wir, die aufstehen, statt sich wegzuducken. Die noch etwas von Zukunftshoffnung wissen, statt in Resignation zu versinken. Der Rückzug allzu vieler aus dem politischen Feld gibt dieses frei für das Unwesen anderer. Als Beispiel: In einem Artikel schildert der SPIEGEL³, wie ganze Landstriche in Sachsen von Neonazis terrorisiert werden. Selbst die Polizei scheint zu resigniert, um noch entschlossen einzugreifen. „Nur noch wenige Menschen wagen es, sich den Neonazis entgegenzustemmen“⁴, schreibt der Verfasser des Artikels. Es kann doch nicht wahr sein, dass fast 72 Jahre nach dem Ende der Herrschaft des Nationalsozialismus

3 Maximilian Popp, „Florian, wir kriegen dich“, in: „DER SPIEGEL“ 24/2012, S. 30 ff.

4 Ebd., S. 32.